

### Politische Wochenrundschau

„Die Woche fängt gut an!“ soll jener Schächer gesagt haben, dem an einem Montagmorgen seine Hinrichtung eröffnet wurde. Genau so steht es mit der Genfer Abrüstungskonferenz. Denn was anders bedeutet die französische „Abrüstungs-Denkschrift“, die am Montag Lardieu, der sich nicht bloß als französischer Kriegsminister, sondern bereits auch als europäischer Ministerpräsident fühlt, mit der ganzen Aufgeblasenheit eines Volkstranzosen begründete. Mit dieser Denkschrift, in der das Wort „Abrüstung“ überhaupt nicht vorkommt, ist das Todesurteil über die Abrüstungskonferenz in aller Form bestätigt. Wo zu denn die Komödie weiter spielen? Nur wer ein französisches „Völkerbundsbeer“, die uneingeschränkte Fortsetzung der französischen Diktatur im Völkerbund, das Briand-„Allerwelts“, Frankreich als Allerwelts-Gendarmen und Allerwelts-Gerichtsvollzieher, die Verewigung des Versailles Vertrags und aller seiner 440 Artikel, die Entwaffnung der Besiegten für alle Zeit und Ewigkeit für unabwendbar hält oder gar wünscht — der kann in Genf noch weiter mittun. Denn mit dem maskierten „Aufrüstungs-Vorschlag“ — das und nichts anderes ist der französische Vorschlag — wären die mühsamen fünfjährigen Arbeiten der „Vorbereitenden Abrüstungskonferenz“ und ihrer zahllosen Ausschüsse und Sitzungen, ja sogar der vielgenannte „Konventionentwurf“ lang- und kluglos begraben.

Ganz Deutschland wird einverstanden sein mit dem eindrucksvollen Ausklang der Rede des Reichskanzlers, wo es heißt: „Ich erkläre hiermit, daß Deutschland als ein vollberechtigtes und vollverantwortliches Mitglied des Völkerbunds und dieser hohen Versammlung mit allem Nachdruck eintritt für eine allgemeine Abrüstung, für eine Abrüstung unmissverständlicher Art, wie sie im Völkerbunds-pakt für alle Mitglieder in gleicher Weise vorgesehen ist, eine allgemeine Abrüstung, die für alle Völker nach denselben Grundfahen durchgeführt wird und für alle Völker ein gleiches Maß von Sicherheit schafft.“ Aber so ganz unecht haben jene nicht, die den französischen Annahmen gegenüber einen etwas entschiedeneren Ton gewünscht hätten. Man hat ja gerade ausgeartet, als der Italiener Grandi am Mittwoch in der Konferenz den Franzosen ganz gehörig die Meinung sagte.

Besser gefällt uns die Entschiedenheit, mit der Dr. Brüning die litauische Unverschämtheit zurückgewiesen hatte. Offenbar glaubt Kowno, es dürfe sich gegen das Deutschland, auf dem alle herumtreten, alles erlauben. Würde doch der Ueberfall litauischer Freischärler im Januar 1923 auf Memel vom Rat ruhig hingenommen und die urdeutsche Hafenstadt den Litauern zugesprochen. Wohl erhielt die geraubte Stadt als Trostpflaster am 6. Mai 1924 das „Memelstatut“ und in demselben die Zusage einer begrenzten „Autonomie“ in Verwaltung, Befehlsgewalt, Rechtspflege und Finanzen. Aber die Litauer kümmernten sich den Deut um das Abkommen. Unaufhörlich erlaubten sie sich Verstöße gegen dasselbe. Wiederholt wurde beim Genfer Rat geklagt, aber ohne nachhaltigen Erfolg. Der großlitauische Kommissar löste den Landtag, der unter 29 Abgeordneten nur 2 Großlitauer zählte, auf. Aber was geschah? Im Jahr 1928 wurde gewählt: diesmal waren es ganze vier Kowno angenehme Abgeordnete. Alle anderen waren deutsch. Jetzt ging's mit den Schlitzen gegen deutsche Lehrer und Beamte erst recht los. Endlich erlaubte sich der Kommissar, den deutschen Präsidenten des Direktoriums Böttcher kurzerhand durch zwei Offiziere verhaften und irgendwo in eine Kaserne verschleppen zu lassen. Das war denn doch der Höhepunkt litauischer Brutalität.

Freilich, man braucht sich nicht darüber zu wundern. „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“ Und eine „böse Tat“ war die völlig unbegründete Voreilfe der Stadt Memel, die 1252 von den Deutschen gegründet worden war, vom Reich, zumal kein Mensch im Memeler Gebiet, auch der litauisch redende Einwohner, dies jemals gewünscht hatte. Dieses Verbrechen des Artikel 99 des Versailles Diktats rächte sich. Zunächst wuhnten die Herren „Sieger“ nicht recht, was sie mit der alten Hanfstadt anfangen sollten. Und so legten sie einweilen

eine französische Besatzung hinein. Den Litauern wurde inzwischen durch den Handschreib eines polnischen Generals mit nichts dir nichts ihre verfassungsmäßige Hauptstadt Wilna geroubt. Warum sollten sie sich nicht durch einen anderen Raub schadlos machen? Kurz, Memel geriet auf diese Weise unter litauische „Souveränität“. Und zu allem nicht der Völkerbund sein Ja und Amen. Was wird er jetzt tun? Wird er es genau so machen wie mit dem japanischen Raub von der Mandchurie? Es ist ja in Genf alles möglich, namentlich in Fällen, wo es sich um Deutschland oder Deutsche handelt.

In unserem Vaterlande melden sich bereits die Wahl-Lämpfe an. Am 8. Mai finden die preussischen und die württembergischen Landtagswahlen statt. Schon treffen die Parteien ihre ersten Vorbereitungen. Mitte März, also in stark 5 Wochen, soll der neue Reichspräsident bzw. der jetzige wieder gewählt werden. Aber von wem? Die unsere verehrten Generalfeldmarschall, den „Vater des Vaterlands“ und den Heros des deutschen Volks vor 7 Jahren auf den Schild erhoben hatten, stehen heute enttäuscht beiseite. Seine früheren Gegner werden für ihn. Der Sachliche Hindenburg-Ausschuss hat den Termin verlängert, und es hat den Anschein, als ob es sich in diesen Tagen um eine Probeabstimmung handeln würde. Also: „Rechter Hand, linker Hand — beides vertauscht“. Was wird wohl Hindenburg tun? Alle warten gespannt auf seine erlösende Antwort. — Inzwischen streitet man sich um die Einbürgerung des „taatenlosen“ Adolf Häßler. Es wird nun von allen Seiten anerkannt, daß es ein Fehler war, Hitler, der in einem bayerischen Regiment vier Jahre lang mit Auszeichnung an der Front gekämpft, hat und verwundet worden ist, die Einbürgerung im Reich zu verweigern, nachdem seine Heimat Oesterreich ihn als „Reitartar“ — weil er sich im Krieg nicht unter die österreichischen Fahnen gestellt habe — ausgeschlossen hatte. Man mag zu Hitler stehen, wie man will. Aber jedermann wird zugeben, daß es ein schreiendes Unrecht ist, daß man Leute wie die Barmats und Starkes, die uns nichts genützt, aber um so mehr an Haß und Güt geschädigt haben, mit Pauken und Trompetenschall aufgenommen und eingebürgert, den Frontsoldaten Häßler dagegen bis heute abgewiesen hat.

In der Osthilfe ist ein entscheidender Schritt getan worden: nämlich eine Entschuldungsaktion, für die 600 Millionen, den größten Teil durch die Rentenbank, ausgegeben werden sollen. Wer wollte das nicht den Bauern unseres bedrohten und bedrängten Ostens von Herzen gönnen? Man wird aber noch mehr für sie tun müssen. Denn „Bauernnot ist deutsche Not“.

W. H.

### Alletlei

Wieder ein Goldmacher. In Paris macht ein polnischer Ingenieur und Chemiker namens Dunikowski von sich reden durch seine Behauptung, er könne Gold machen. Es ist ihm auch bereits gelungen, gläubige Anhänger zu gewinnen, die ihm Geld vorstreckten. Bis jetzt hat er aber noch kein Gold gemacht und zwar deshalb, weil, wie er behauptet, ihm Zweifel gekommen seien, ob seine Interessen in den abgeschlossenen Verträgen genügend gewahrt seien. Dunikowski hat sich bisher geweigert, seine Kunst vor Sachverständigen und vor dem Untersuchungsrichter vorzuführen; man habe ihm das erforderliche Material nicht zur Verfügung gestellt und auch die Sicherheit für die Wahrung seines Geheimnisses nicht gegeben. Endlich verstand er sich doch dazu, in einem Laboratorium vor einem kleinen Kreis von Sachverständigen in Anwesenheit des Untersuchungsrichters am Freitag seine Schwarzkunst zu veranschaulichen. Ueber das Ergebnis ist noch nichts bekannt. Aber vielleicht kann dem goldungrigen Frankreich durch Herrn Dunikowski geholfen werden.

**100x BIOX-ULTRA-ZAHNPASTA=50 P.**  
Mit einer kleinen Tube zu 50 Pfg. können Sie mehr als 100x Ihre Zähne putzen, weil BIOX-ULTRA hochkonzentriert ist und als hart wird.  
O. Z. 287

## Ursula Drenck

Geschichte einer Liebe von Paul Grabein  
Copyright 1930 by Romandienst „Digo“ Berlin W 30.

24. Fortsetzung. Nachdruck verboten.  
Statt jeder Antwort öffnete sich die Tür, und Ursula trat zu ihm. Auch sie war bereits mit der Toilette fertig gewesen, aber drinnen für sich geblieben. Sie kannte des Gatten nörgelnde Stimmung, jedesmal in den ersten Tagen, wenn sie in ein neues Hotel oder Sanatorium gekommen waren. Und sie waren hier in der Heilanstalt auf der Berghöhe, am Genfer See, gerade erst vor ein paar Stunden angekommen. Da hatte sich Ursula den sie nur verstimmenden kritischen Anwandlungen des Gatten lieber entzogen: sie mußte ihre Kraft für ernstere Aufgaben aufsparen.

Seit drei Jahren reiste sie nun schon mit Drenck durch die Welt, den Winter stets im Süden oder Hochgebirge, die Sommermonate im deutschen Bergwald zubringend. Der Zustand des Gatten war seit der Erholung von jenem schweren Anfall immer derselbe geblieben. Er war und blieb ein hoher Schonung bedürftiger Patient und sie seine Trösterin, die ihn in Stunden der Verzweiflung wieder aufrechtete mit Worten der Zuversicht, an die sie selbst im Innersten nicht mehr glaubte. Sie hatte in diesen Jahren die schwere Frauenkunst gelernt, mit blutendem Herzen zu lächeln.

Drenck fürchte die Stirn, als er sie so schnell heraustraten sah, die wie er gewohnt hatte, noch mit ihrem Anzug beschäftigt war.

„Warum läßt du mich denn so lange hier allein herumstehen?“

„Ja, war ja gerade eben erst fertig geworden.“ beschwichtigte sie ihn, wie eine Mutter ihr tränkendes Sor-

genkind — gütig, aber mit einer überlegenen Bestimmtheit im Ton. So nahm sie auch seinen Arm und drängte ihn sanft zur Tür hin, der noch Lust zu einer längeren Debatte zu haben schien. Draußen verbot sich ja von selbst jede Aussprache, und wenn auch Drenck allein mit ihr nur allzuoft den Ton schuldiger Rücksicht vergaß, vor den Leuten beherrschte er sich doch wenigstens noch immer.

So schritten denn auch jetzt die Gatten schweigend nebeneinander dem Speisesaal im Erdgeschoß zu. Als sie dort eintraten, fanden sie die Gäste schon an der Tafel versammelt vor. Drenck sah sich suchend nach seinem Platz um. Der das Service beaufsichtigende Direktor der Anstalt bemerkte es und trat zu ihm.

„Bitte drüben, am oberen Tafelende! Die neu angekommenen Herrschaften sitzen immer neben dem Herrn Doktor.“

Drencks nahmen die bezeichneten Plätze ein, nachdem sie der Direktor noch mit ihren Tischnachbarn bekanntgemacht hatte. Die üblichen einseitigen Gesprächsphrasen wurden gewechselt.

„Der Herr Doktor ist noch nicht da,“ bemerkte Drenck zu der Dame neben ihm; es wurde mit dem Servieren anscheinend auf ihn gewartet.

„Rein, aber er wird jeden Augenblick kommen. Er ist sonst immer sehr pünktlich. Sehen Sie, da kommt er ja schon!“

Mechanisch drehte Drenck den Kopf nach der großen Saaltür hin, im selben Augenblick fühlte er aber seine Rechte, die auf seinem Knie ruhte, mit trampfhaftem Druck von Ursula gepreßt. Erstaunt sah er nach ihr hin, die mit dem Ausdruck tödlichen Erschreckens nach dem Eingang hinstarrte. Rasch folgte er ihrem Blick, und nun begriff er: Wigand, der einstige Verlobte seiner Frau, kam da mit einem anderen Herrn herangeschritten. Rein Zweifel, er

Radio in der Wüste. Die arabische Wüste modernisiert sich zusehends. Die Nomaden haben nicht nur Rundfunkempfänger an den Stellen eingerichtet, an denen sie halt zu machen pflegen, sie haben sogar die Rücken der Karawanen-Kamele mit Radiotragapparaten versehen. Es kommt daher nicht selten vor, daß die Beduinen über die letzten Ereignisse oft besser unterrichtet sind als die Bewohner der europäischen Städte. Der Wüstenreisende hat jetzt auch keine Langeweile mehr zu befürchten; die neuesten Schläger und die interessantesten Vorträge sorgen für seine Unterhaltung. Es ist nur schade, daß sich noch kein genialer Erfinder gefunden hat, um die „drahtlose Beförderung“ von Wasser und anderen Flüssigkeiten zu verwirklichen.

Durch einen Apfel wieder vereint. Daß ein Apfel nicht nur (wie in der griechischen Sage) entzweielt kann, erwies sich auf einem Bahnhof im Staate Oklahoma, wo zwei Reisende in Erwartung ihres Zugs auf einer Bank Platz genommen hatten. Eine Weile saßen sie stumm nebeneinander. Da langte einer aus seiner Reisetasche einen Apfel, dessen würziger Geruch den Nachbarn zu einer Unterhaltung anregte: „Dieser Apfel ist sicher in der Carolina gereift“, bemerkte er. „Stimmt!“ erwiderte der andere. „Ich lebe zwar in Oklahoma, geboren bin ich jedoch in der Carolina“, fuhr der erste fort und nannte ein Städtchen, worauf der andere überrascht aufhorchte. „Da komme ich auch her. Wie heißen Sie denn?“ „Mc Bride —“ „So heiße ich auch!“ Nach einigen Sekunden, dann lagen die beiden Brüder sich nach 30 Jahren zum erstenmal wieder in den Armen.

Das Tutandhamon-Grab geleert. Das berühmte Grab des Königs Tutandhamon im Tal der Könige in Theben hat nunmehr seine letzten Schätze preisgegeben, die Tätigkeit des Forschers Howard Carter, der die Arbeit Lord Carnarons fortsetzte, hat mit der Ueberführung der Funde nach dem Museum ihren Abschluß gefunden. Unter den letzten Kostbarkeiten, die geborgen wurden, befindet sich ein Feldbett ähnlich den heute gebräuchlichen und ein wunderbar eingeleger Schrank von großer Schönheit.

Bevölkerungsrückgang bei den Meisen. Dem Bund für Vogelschutz e. V. Stuttgart werden von verschiedenen Ortsgruppen Mitteilungen gemacht über Beobachtungen an Futterplätzen über eine ganz auffallende Verminderung der Meisen. Auch an den vom Bund selbst seit Jahrzehnten gehaltenen Futterplätzen muß diese überraschende Abnahme allein schon gegenüber dem letzten Winter festgestellt werden. Verschiedene Meisenarten wie Tannenmeise, Haubenmeise, Sumpfschneise und Spechtmeise sind an manchen Futterstellen überhaupt nicht mehr zu sehen, während Blaumeisen auch nur in wenigen Paaren vorkommen, und sogar die früher so zahlreichen Kohlmeisen abgenommen haben. Im Gegensatz hierzu sind Finken und Spähen, die am Boden ihr Futter suchen, reichlich vorhanden. Der Bund für Vogelschutz e. V. bittet um Mitteilung über Beobachtungen in dieser Richtung an die Geschäftsstelle Gingen/Brenz.

Schon Itis und Mauswiesel. Itis und Mauswiesel gelten als ausgezeichnete Vertilger von Mäusen und Ratten einschließend der in Obstgärten so schädlichen Wühlratte. Der Itis hat sich insbesondere auch als eifriger Verfolger der Wisamratte, der er in ihrem Bergbau nachspürt, nützlich erwiesen. Da sowohl der Itis als auch das Mauswiesel nach dem Geseß jagbar sind, dürfen sie nur von Jagdberechtigten oder von Grundstücksbesitzern innerhalb der Gebiete gefangen und getötet werden. Der Landwirt sollte daher den Itis und das Mauswiesel schonen und nur die Taubenschläge und Geflügelställe sorgsam gegen ihr Eindringen schützen.

Warum Kaiserhen? In Kocher und Jagst war kürzlich ein Kaiserhen zu beobachten. Das Biologische Institut in München stellte dazu folgendes fest: Als Ursache des Kaiserbens wurde eine Infektion mit einem Bakterium ermittelt, das nahe verwandt ist mit dem Erreger der sog. Kalkroste. Diese Seuche ist bisher lediglich in den deutschen Ostseehäfen und an den Flußmündungen der Nordsee beobachtet worden, dort, wo das Wasser leicht salzig ist. Man beweist daher, daß es sich bei der Infektion um den eigentlichen Erreger der Kalkroste handelt, sondern man denkt an einen ähnlichen Erreger. Im übrigen ist die gleiche Seuche

mußte es sein, wenn auch sein Haar schon etwas graumeliert war und seine Züge etwas Fremdes. Donnerwetter — das war allerdings eine unerwartete Begegnung. Wie mochte der gerade hierher kommen?

Aber, was war das? Nun verabschiedete Wigand sich von dem fremden Herrn und kam schnelleren Schritts direkt auf sie zu. Sollte er am Ende —? Drenck hatte ja allerdings keine Ahnung gehabt und bis jetzt noch gar nicht danach gefragt, wer denn der dirigierende Arzt des Sanatoriums „Au Chatelard“ war; es schien ja wahrhaftig! — Und nun sah auch jener hierher, da — jetzt hatte er sie erkannt: Ein Juden im Gesicht, ein kaum bemerkbares Anhalten des Schrittes, doch dann sofort vollkommenste Selbstbeherrschung! Im nächsten Augenblick trat er auch schon zu ihnen an den Tisch. Das alles ging so schnell, daß Ursula sich noch nicht zu fassen vermochte. Ihr Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf.

Wigand wandte sich mit einer Verneigung zu den Umstehenden:

„Berzeigung, meine Herrschaften — ich habe etwas auf mich warten lassen.“

Dann schien es, als ob er erst jetzt die Neugekommenen bemerkte, und mit einer formellen Verbeugung wandte er sich an Drenck. Während der letzten wenigen Schritte hatten, bei aller inneren Angeregtheit blüßschnell überlegt: Sollte er sie wie ein Bekannter begrüßen? Aber wer stand ihm dafür, daß ihn nicht Drenck, nach allem, was geschehen, mit brücker Kälte verleugnete? Nein, dem konnte und wollte er sich nicht auslegen, hier vor den Augen seiner Patienten. Außerdem war es für sie alle, die ein Zufall hier gegen ihren Willen zusammengeführt hatte, auch erträglich, sie stellten sich auf den Fuß von ganz Fremden.

(Fortsetzung folgt).

In diesem Jahr auch in der Gasse, dem Markt, der Laube, der Thüringer Saale und in Ostpreußen aufgetreten, so daß die Vermutung nahe liegt, der Keim der Krankheit sei durch Besahmaterial eingeschleppt worden. Eine Abhilfemaßnahme gibt es nicht, es sei denn der radikale Ausfang erkrankter und toter Fische und deren Vernichtung außerhalb des Wassers.

**Revision im Calmette-Prozess.** Die Verteidiger des Prof. Dendz und Obermedizinalrat Altschäfer in Lübeck, Dr. Ide und Dr. Hoffmann, haben gegen das Urteil im Calmette-Prozess Revision eingelegt.

**Um die Verbilligung des Mineralwassers.** Der Bezirkverein Stuttgart des Deutschen Vereins gegen den Alkoholismus hat an den württ. Preiskommissar eine Bitte um Senkung der Mineralwasserpreise in den Gaststätten gerichtet.

**Verbot von Beteiligung an Verbrennungsfeiern.** Im Amtsblatt der Erzdiözese München-Freising wird darauf aufmerksam gemacht, daß die korporative Beteiligung katholischer Vereine an einer Trauerfeier, die einer Leichenverbrennung vorangeht, sich als eine Mitwirkung bei einer kirchenfeindlichen Kundgebung darstelle, gleichgültig, ob sie einem Katholiken oder einem Nichtkatholiken gelte. Aus diesem Grund und wegen des damit verbundenen Vergernisses wird eine solche Beteiligung verboten.

**Schmugglerneft.** In Dortmund wurde ein Schmugglerneft entdeckt, in dem 5 Zentner Tabak, 1 Zentner Zigaretten und mehrere Zentner andere Schmuggelwaren, Weine, Seidenstoffe usw. gefunden wurden.

## Behebung der Arbeitslosigkeit?

Die Vegetarier und Rohköstler als Retter aus Not u. Elend!

Die neu gegründete Idealistische Bewegung Deutschlands (I.B.D. Stuttgart) tritt mit dem folgenden, sehr beachtlichen Vorschlag zur Behebung der Arbeitslosigkeit an die Öffentlichkeit:

Die I.B.D. weist ca. 2 Millionen Vegetarier und Rohköstler nach, die bereit sind, ihre Stellungen und Arbeitsplätze den arbeitslosen Kollegen freizumachen, sofern ihnen der Staat kostenlos den Boden für Selbstversorgungsbetriebe sowie kleine Bauzuschüsse in Höhe von ca. Mark 3.000.— zur Verfügung stellt. Da der erforderliche Grund nachweisbar vorhanden ist und auch die notwendigen Barmittel leicht aufzubringen sind, könnte der Staat die vielen Milliarden Arbeitslosenunterstützung sparen, denn es ist einleuchtend, daß durch die Errichtung von 2 Millionen Selbstversorgungsbetrieben der Rest der Arbeitslosen durch die enorme Belegung der Bau- und Gartengeräte-Industrie auf Jahre hinaus ausreichende Beschäftigung findet.

Staat, du hast die Wahl: verzichte entweder auf zumeist brachliegende, unrentable Flächen, um 5 Millionen glücklich zu machen, oder lasse das ganze Volk immer mehr in Not und Elend verkommen, dem Radikalismus und Siedetum verfallen und verschulde somit weitere entsetzliche Katastrophen! Der Vorschlag schließt mit dem Appell:

**„Deutscher Reichstag erwache! Wähle diesmal das kleinere Übel und preise die I.B.D. als Retterin Deutschlands! !“**

und ist gezeichnet mit:  
Ankenbrand, Curt Hagen, Fritz Hellmuth, B. Kiep, Prof. Kikel, Dr. Oberdörffer, Dr. Weithafe.



Bergisches Kraftfutterwerk AG. Düsseldorf-Nahen. Fordern Sie Muskator von Ihrem Händler oder wenden Sie sich direkt an: Muskator Verkaufskontor, Robert Hartmann, Stuttgart, Alleenstr. 29

## Als blinder Passagier nach Griechenland.

Eine Vagabundenfahrt von Willy Reinhold Hacker.

Aus China finden sich unsere fahrenden Landsleute schwer fort. Das war schon immer so und ist auch heute noch nicht anders geworden. Der Gründe sind viele: das interessante internationale Leben, die schöne Natur, die vielen deutschen Schiffe mit ihrer freigebigen Besatzung, die Mühseligkeit, in Klöstern und wohlthätigen Anstalten gute Speisen zu einem Preise von RM. 0,00 zu erhalten und vieles andere mehr. So hatte auch ich meinen Aufenthalt immer wieder verlängert und hauste nun schon mehrere Wochen direkt am Hafen in einem Koproshuppen. Wissen Sie, was Kopra ist? Die zerkleinerte und getrocknete Koffosnuz, die in ganzen Schiffsladungen aus der Südsee nach Europa kommt und zur Speisefabrikation Verwendung findet.

In meinem Schuppen also türmte sich die Kopra in riesigen Haufen bis fast ans Schuppdach. Dazwischen gab es auch Laler, und in einem solchen Tale von blühender Kopra hatte ich mein Lager aufgeschlagen. Durch Dedden und Sade hatte ich mein „Bett“ weiter gemacht. Diese Wohnung hatte den Vorzug, daß die Wände ehbar waren, sie schmeckten zwar nicht besonders, aber sie stillten den Hunger und kosteten nichts.

Nun aber wollte ich weiter. Nach dem sonnigen Hellas stand mein Sinn. Die Wanderung zu Fuß dorthin war mir zu lang, also mußte ich fahren. Geld hatte ich, wie üblich, überhaupt nicht und spionierte deshalb nach einem Dampfer, der einen griechischen Hafen anlief. Auf einem solchen wollte ich mich kurz vor der Abfahrt verstecken, dann dem Kapitän ein gutes Wort geben, und da er mich nicht gut ins Wasser werfen konnte, würde er mich schon irgend eine Arbeit verrichten lassen. Bisher hatte ich immer ein mächtiges Glück gehabt, alles war gut gegangen, also würde es auch diesmal geben.

Ein mächtiger schwarzer Kasten, der anscheinend erst kürzlich hereingeschleppt worden war, stand mir in die Augen. Er sah schön und einladend aus und zeigte in goldenen Lettern Namen und Heimathafen: Neptun, Bremen. Guldlose Kistenreihen warteten auf die Uebernahme, und aus ihnen war unsicher die Bestimmung des Schiffes zu erkennen. Ich fand die Aufschriften Korinth, Piräus, Saloniki — und wußte Bescheid. Die Sache klappte wieder einmal. Nun handelte es sich noch darum, aufzupassen, wann das Schiff in See gehen würde.

Drei Tage ereignete sich nichts. Dann aber rief mich ein Milchmädchen vom Neptun an: „Heda, Vazzaroni!“

„Ein Vazzaroni bin ich nicht, wenn ich auch so aussehe, aber ein deutscher Landsmann!“

„Au fein! Komm mal her. Bring mir doch mal die Karte in den Postkasten. Mußt aber bis an das Postamt gehen, denn diese Kachelmacher leeren manchmal die Briefkästen erst in ein paar Wochen. Hier hast du auch eine handvoll gute Zigaretten.“

Ich trollte mich und las die Karte, als ich um die nächste Ecke bog. „Lieber Emil! Aus dem dreitägigen Genua sende ich dir die besten Wünsche zu deinem Geburtstag. Habe jetzt keine Zeit, dir was zu schicken, hole das aber vom nächsten griechischen Hafen aus nach. Gehe heute nacht 2 Uhr in See. Dein Max.“

Eine übermüdete Stimmung packte mich, und ich schmetterte jubelnd: „Liebchen ade, scheiden tut weh, morgen da geht's in die wogende See!“ daß mir die Leute auf der Gasse nachschauten. Na ja, ich gehörte doch gewissermaßen auch mit zur Besatzung, nur wußte das niemand außer mir. Aber — ein solider Mensch denkt an die Zukunft. Ich mußte mir Proviant besorgen. Ein deutscher Bäcker hatte mir schon verschiedentlich ausgeholfen, ihn besuchte ich und erzählte ihm von meinem Vorhaben. Er lachte, daß ihm die Tränen über die Backen liefen, schenkte mir ein großes, frisches Brot und nahm mir das Versprechen ab, ihm zu schreiben, wenn ich in Griechenland wäre. Aus einigen anderen Läden focht ich mir noch etwas Käse und eine Schachtel Streichhölzer, füllte mir einige gefundene leere Bierflaschen mit Wasser, packte alles in einen Zuderack und war fertig.

Das Herz pochte doch recht vernehmlich an die Rippen, als ich des Nachts auf der Lauer lag. Ich konnte mir zehnmal sagen, daß das ganze doch gar nicht gefährlich wäre, jeder Mensch hat wohl ein wenig Feigheit in sich. Um ein Uhr nachts aber war ich doch unbemerkt an Bord. Das Klütern war an sich das Wenigste, aber mein Proviant sack machte mir zu schaffen. Wohin? Wütten auf dem Deck standen einige Kisten von riesigen Ausmaßen, mit einer Plane überdeckt. Dort kroch ich unter und fühlte mich wenigstens für den Augenblick gerettet. Die vorderste Kiste war etwas niedriger als die anderen, ich kroch darüber hinweg und sah in einem behaglichen Hohlraum. Wenn ich die Plane etwas anhub, konnte ich darunter vor und über die kleineren Kisten hinweg in die Welt gucken. Die Lichter am Strande begannen sich zu bewegen. Wir fuhren. Vor lauter Aufregung müde, schlief ich bald ein.

Als ich erwachte, wußte ich zunächst nicht, wo ich mich befand. Das war aber heute finster im Koproshuppen!

Schließlich fiel mir ein, daß ich mich auf See befand und ich hob vorsichtig die Plane. Ach, du lieber Himmel! Es gah in Strömen. Wir schwammen in einer grüngen Brühe, die sich Mitteländisches Meer nennt. Das gab's also hier auch. Ich konnte nur von Glück reden, daß die große Plane weit über die Kisten hinausreichte, sonst hätte ich meine Schwimmkünste vervollkommen können. Also zu sehen war weiter nichts, als daß ab und zu ein Mensch mit einer Delbude und einem dito Südwesten an meinem Versteck vorüberfloss. Doch nein — es gab wohl noch etwas, und das machte mir bald Bedenken. Unweit meines Lagers stand die Kombüse, die Schiffstüche, ein ziemlich einfacher Aufbau, und die Tür konnte ich gerade sehen. Aus ihr kamen liebliche Düfte. Wenn es nach frischem Kaffee roch, dann trank ich das schale Wasser aus der Bierflasche, duftete es nach Erbsen mit Speck, so laute ich Brot und Käse. Das waren Quasien, die ich niemandem wünsche. Ab und zu erschien auch der Koch an der Tür, ein gemütlich aussehender Mann in der Mitte der Bierzig, in Hemd und Hose, mit einer mächtigen Glatze.

Es war erst die zweite Nacht, und schon beschloß ich, mich dem Koch zu erkennen zu geben. Mein Magen sehnte sich so unaussprechlich nach etwas Warmem, und meine Beine waren so steif vom Krummliegen, daß es einfach nicht mehr ging. Es mußte nachts 12 Uhr sein, und der Koch hantierte noch immer in der Kombüse. Wahrscheinlich machte er eben einen Grog für Kapitän und Steuermann. Sachte schlich ich mich nach der Tür der Küche, spähte vorsichtig nach allen Seiten, stand still wie eine Salzsäule und überlegte, was ich wohl dem Koch sagen könnte. Da drehte sich dieser blitzschnell um, sah mich an und sagte mit einer Stimme, der alles Verwundern fremd schien:

„Heute kommst du schon, mein Junge? Viel Ausdauer scheint du nicht zu haben.“

„Ja, wissen Sie denn schon, daß ich mich hier eingeschlichen habe?“

„Allemaal, mein Kind. Daß weiß ich seit dem Tage, als du so aufmerksam die Kisten im Hafen von Genua betrachtest. Aber komm ein!“

Schnell trat ich ein, der Koch warf die Tür hinter mir zu, und schon stand ein Teller Suppe vor mir. So schnell hat wohl noch niemand Erbsensuppe gegessen wie ich. Dann wollte ich erzählen. Der Koch wintte ab.

„Das ist immer daselbe. Ob die Stadt Berlin, Hamburg, Bremen oder Dresden heißt, ist gleich. Abenteuerlust treibt das junge Volk hinaus. Wer tüchtig ist, kommt trotz allem wieder hoch, wer nichts taugt, verkommt. Ist alles Schicksal und Bestimmung. Aber wie denkst du dir die Sache weiter?“

„Ich will mich morgen früh dem Kapitän zeigen!“

„Ach das jetzt bleiben. Er hat nämlich eine gräßliche Laune. Hat in Genua schlechte Post von daheim bekommen und ist in einer elenden Verfassung. Heute erlauft er seinen Nummer in Grog, während er sonst das ganze Jahr keinen anrührt. Bleib einsteilen in meiner Koje. Du kannst bei Tage drin liegen und ich bei Nacht. Wenn der Kapitän wieder klar ist, jensei wir weiter.“

Ich wollte dem guten Menschen meinen Dank abstellen, aber er winkte ab. „Hab's früher gerade so gemacht wie du und hab auch anständige Menschen gefunden. Ist also nicht der Rede wert.“

Am nächsten Morgen sah ich zu meinem Entsetzen, daß meine bisherige Lagerstätte verschwand. Die Kisten, die mir Schutz geboten hatten, wurden im Hafen von Palermo ausgeladen. Der Aufenthalt hier war nur kurz, und mein Schrecken noch kürzer, denn ich brauchte ja die Kisten nicht mehr. Es gibt doch noch gute Seelen!

Die Sonne lachte vom blauen Himmel ins blaue Meer. Und ich mußte in der dumpfen Koje sitzen, denn ich durfte mich nicht sehen lassen. Da ging die Tür auf, und ein wahrer Goliath in Kapitänsumform stand vor mir. Der Gestrange selbst.

„Na, junger Mann, wollen Sie sich nicht wenigstens vorstellen?“

Ich nannte mit schwerer Zunge meinen Namen.

„Beruf?“

„Schriftsteller!“

„Undankbare Sache Ihrem Aussehen nach. Eigentlich sollte ich etwas barbarisch mit Ihnen verfahren, da mir aber persönlich durch Ihre Fahrt kein Schaden entsteht, will ich Gnade vor Recht ergehen lassen, um so mehr, da mir der Koch sagte, Sie hätten ihm schon tüchtig geholfen.“ Daron war kein Wort wahr, der Koch hatte nur guten Wind machen wollen.

Der Kapitän wollte gehen. Plötzlich drehte er sich nochmals um und fragte: „Können Sie dichten?“

„Gewiß, Herr Kapitän!“

„Das ist schön! Kommen Sie gleich mal mit!“

Und es begab sich folgendes: Der blinde Passagier wurde beauftragt, eine hochzeitszeitung für des Kapitän's Tochterlein zu verfassen. Diese hatte nämlich an den Herrn Papa

geschrieben, daß sie nur „ihn und keinen anderen“ nehmen würde, sehr gegen den Willen des Kapitäns, der einen anderen Schwiegerlohn im Auge hatte. Das war der Grund der schlechten Laune gewesen. Er schien sich aber nun beruhigt zu haben. Ich wußte bald, worauf es ihm ankam: er wünschte zahlreiche bissige Anspielungen, die ich denn auch ins Tafellied ausgiebig einflocht und damit seinen vollen Beifall fand.

So verging die Fahrt ganz angenehm. Ich konnte mit im Mannschaftslogis verkehren, blederte mich mit den Matrosen an, schrieb für diese die herrlichsten Liebesbriefe an die Liebste daheim und machte mich sonst nützlich.

Schwer fiel mir der Abschied von den vielen lieben Menschen. Ich wollte nach Athen, auf den Stätten des alten Griechenland wandeln, und der „Neptun“ fuhr weiter hinunter nach dem Bosphorus. Aber — die Erde ist rund — wir sehen uns vielleicht wieder!

## Reise-Anekdoten.

Gesammelt von Hans Gäßgen.

Vor vielleicht vierzig Jahren reisten ein Herr und eine Dame allein in einem Wagen zweiter Klasse der Anhaltischen Eisenbahn. Der Herr suchte ein Gespräch mit der Dame anzuknüpfen; diese gab jedoch erst kurze, dann überhaupt keine Antwort. Darauf zündete sich der Herr eine Zigarre an. Die Dame, wohl wissend, daß das Rauchen in der zweiten Klasse nur mit Bewilligung der Mitreisenden gestattet ist, will ihren Nachbar darauf hinweisen und sagt in schnippischem Ton: „Mein Herr, Sie scheinen den Unterschied der Klassen auf den Eisenbahnen nicht zu kennen?“ — „Doch“, erwiderte der Angeredete, „der Unterschied ist der: In der dritten Klasse ist der Schaffner gegen die Passagiere grob, in der ersten Klasse sind es die Passagiere gegen den Schaffner, und in der zweiten Klasse sind die Passagiere gegeneinander grob.“

In Großvaters Tagen geriet eine Dame, die mit dem Omnibus von Stuttgart nach Ulm gereist war, mit dem Kutscher beim Aussteigen irgendeiner Ursache wegen in Streit, den sie endlich mit den Worten abbrach: „Was brauche ich mir da lange von Ihnen Grobheiten sagen zu lassen.“ „nach welchen Worten sie sich zum Weggehen anschickte.“ „Ha“, rief der Kutscher ihr nach, „wenn Sie keine Grobheit ertragen können, so fahren Sie andersmal mit 'm Eilwaga und net mit 'me Omnibus.“

## Höchste Reinerträge nur bei sachgemäßer Erzeugung.

Gutsbes. Harms, Kl. Bieren.

Von dem Leiter eines bäuerlichen Betriebes verlangt man mit Recht, daß er nicht nur den Boden zu hohen Erträgen zu bringen versteht, sondern gleichzeitig auch rechnen kann und weiß, auf welche Weise sich die Wirtschaftseinnahmen mit dem gleichen oder verringerten Aufwand noch weiter erhöhen lassen. Er wird bei derartigen Ueberlegungen erkennen, daß der Anbau solcher Produkte, die der Markt verlangt, und für die sein Boden vorwiegend geeignet ist, Voraussetzung für die Erlangung hoher Reinerträge ist. Die Produktionsmittel, die zur Steigerung der Erträge besonders geeignet sind, wie Saatgut, Handelsdünger usw., hat er besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Als Saatware soll er hochgezüchtete, den örtlichen Verhältnissen angepasste Sorten verwenden und Wert auf hohe Keimkraft, Keimheit und Gesundheit des Saatgutes legen. Die Düngung ist so zu gestalten, daß für die Gewinnung hochwertiger Ernten volle Gewähr besteht. Für die Bestellung folgt hieraus, daß die jungen Getreidepflanzen weder Mangel an Stickstoff und Kali, noch viel weniger aber in leicht aufnehmbare Phosphorsäure leiden dürfen, denn von den drei unentbehrlichen Nährstoffen Stickstoff, Kali und Phosphorsäure ist die Phosphorsäure derjenige, von dem die Entwicklung und damit die Qualität der Körner am meisten abhängt. Ungenügend mit Phosphorsäure ernährte Pflanzen entwickeln nur wenige Kornanjoßstellen an den Lehren und erzeugen unvollkommen ausgebildete Körner von niedrigem Tausendkorngewicht. Was nützen aber alle Mühen und Ausgaben für Bodenbearbeitung, Saatgutbeschaffung usw., wenn die Erträge weder nach Menge, noch nach Güte, befriedigen?

Wichtig ist die Form, in der die Phosphorsäure zur Anwendung kommt. Das Getreide mit seinen zarten Wurzeln verlangt leicht aufnehmbare Phosphorsäure, damit sich kräftige, widerstandsfähige Pflanzen entwickeln und die früh zur Entwicklung kommende Lehre gibt der wasserlöslichen Superphosphatphosphorsäure den Vorzug, da sie schnell und zuverlässig wirkt, nicht ausgewaschen wird und auch nicht den Boden versauert.

Als ausreichende Gaben zu Getreide gelien im Durchschnitt je Morgen 1 bis 1,5 Zentner Superphosphat bei gleichzeitiger Verabfolgung der entsprechenden Stickstoff- und Kalimengen. Wo an Wirtschaftskosten gespart und die Düngung möglichst in einem Arbeitsgang erledigt werden soll, düngt man zweckmäßig mit Am-Sup-Ka, einem Boll-dünger, der in jeder nur gewünschten Zusammensetzung erhältlich ist und der sich in der Gehaltslage von 8% N + 8% P<sub>2</sub>O<sub>5</sub> + 8% K<sub>2</sub>O, je Morgen 2 bis 3 Zentner, besonders zu Roggen, Hafer und Gerste, in der Zusammensetzung von 7% N + 7% P<sub>2</sub>O<sub>5</sub> + 10% K<sub>2</sub>O je Morgen 3 bis 4 Zentner, hervorragend zu Weizen bewährt hat.